

Inhalt

Vorwort zur überarbeiteten Ausgabe 7

Vorstöße 10

Ein Beispiel zur Einführung

Jan und die Unfähigkeit zu verzichten 13

1. Manchmal sind uns unsere Kinder beinahe fremd 19
2. Freunde? Ein Gegenüber? Nicht im Internet! 33
3. Ihre Wünsche, ihre Spiele 41
4. Ratlos, unruhig, clever
– über den Charakter unserer Kinder 49
5. Söhne ohne Väter
oder: von der Identitätsnot der kleinen Jungen 55
6. »Freunde habe ich nicht.«
Wie es mit Karsten weiterging 79
7. »Ein Vater hat Rechte, die ein Kind nicht hat.«
Gespräch mit einem Vater 91
8. Kinder brauchen Ideale und Visionen 99
9. Pierre und die Suche nach Geborgenheit 115
10. Sie leben in Gruppen und wollen lieber
irgendwo anders sein 123
11. Über einige Schwächen der Eltern 135
12. Kinder wollen persönliche Autorität
oder: Keiner ist so wichtig wie Mama und Papa 141
13. »Sie sind das A und O jeder Erziehung.«
Gespräch mit einer Mutter 163
14. Wie Eltern beim Lernen helfen können 167

Nachbemerkung

Was Erziehung in Zukunft bedeutet 179

Literatur 183

Vorwort zur überarbeiteten Ausgabe

Wer liest schon sein eigenes Buch, nachdem es erschienen ist? Ich jedenfalls nicht. Höchstens zur Vorbereitung des ein oder anderen Vortrags schlage ich, zögernd und immer etwas beklommen, ein Kapitel auf, um einen Gedanken, der mir nicht mehr so ganz klar vor Augen steht, in Erinnerung zu rufen. Ansonsten habe ich, wie die meisten Autoren, zum eigenen Geschriebenen ein höchst ambivalentes Verhältnis: Man kann immer nur hoffen, daß es den eigenen und der Leser Ansprüche einigermaßen entspricht, überprüfen möchte man es lieber nicht.

Das erklärt, warum ich der neuen Ausgabe eines Buches, das erstmals im Jahr 2000 erschienen ist, mit gemischten Gefühlen entgegensah. Nur der Patmos Verlag war guter Dinge. Ich dürfe ja überarbeiten, soviel ich wolle, sagten sie. Als wenn das ein Trost wäre!

Ich hab mich dann aber doch darangemacht, gelesen und weitergelesen – und stellte beruhigt und beglückt fest, daß ich im Großen und Ganzen mit allem einverstanden war. Ich merkte sogar, daß manche Überlegungen und Thesen, die ich beim Schreiben von späteren Aufsätzen für ganz neue Ideen gehalten hatte, hier schon aufzufinden waren.

Und dann zeigte sich noch etwas: Was ich aus den intimen Erfahrungen einer therapeutisch-beratenden Praxis nachgezeichnet hatte, das hat bis heute eine hohe Aktualität. Ja, es ist sogar so, daß ich viele Gedanken, die erst seit kurzem in der pädagogischen Debatte präsent sind, beim Lesen wiederfand. Wie erklärt sich das? Ganz einfach. Ich hatte ja im wesentlichen nur meine Erfahrungen mit den schwierigen Kindern, besonders mit Jungen, nachgezeichnet. Sie zeigten vor Jahren schon Verhaltensweisen, Unruhen und Probleme, wie sie erst heute in das pädagogische Bewußtsein eingedrungen sind – ich hatte es nur aufgeschrieben. Nacherzählt. Mich danach um Erklärungen, Analysen bemüht, die in späteren Büchern, etwa in *Kleine Jungs, große Not*, theoretisch differenzierter, aber nicht authentischer ausfielen.

Aber die grundlegende Problematik der unruhigen, nervösen und narzißtischen Kinder, ihre Verwöhnung und ihr Alleinsein, ihre Faszination für die Computerspiele und andere

8 digitale Medien und die Folgen, dies alles hatten sie mir damals schon deutlich gezeigt, vielleicht klarer, als mir bewußt geworden ist.

Anderes wurde im gemeinsamen Bemühen mit den Eltern, in den beratend-therapeutischen Gesprächen, sichtbar: die veränderte Rolle der Väter, die Erschütterung eines eindeutigen Männlichkeitsbildes, die wiederum vor allem auf die Jungen zurückwirkt, dazu der veränderte Charakter der modernen Kleinfamilie, die ganz auf sich selbst gestellt, oft isoliert ist und in einer hochindividualisierten Kultur gleichwohl eine Bindungsgemeinschaft gestalten muß. Das alles wird in einer psychologisch-pädagogischen Praxis Tag für Tag in vielfältigen Formen deutlich, es wird einem geradezu unter die Nase gerieben. Man muß nur die Augen aufmachen. Ich habe das damals alles aufgeschrieben, aufgezeichnet – und aus den vielen Beratungsgesprächen schließlich auch noch eine Reihe von Vorschlägen und Ratschlägen, kurz- und langfristiger Art, für die Eltern hinzugenommen. Ich habe sie ans Ende des Buches gesetzt.

Was ich von meinen kleinen Patienten und ihren Eltern lernte, sah, hörte, erfuhr und aufschnappte, das macht dieses Buch aus. Es ist ein Tasten nach einer neuen Kinderwirklichkeit und ihren seelischen Folgen, und vielleicht gerade wegen dieses zögernden, suchenden Charakters heute lesenswert – nicht zuletzt, weil so viele selbstgewisse und apodiktische Klischees über Kinder (»Tyrannen«) und Eltern (»konfliktscheue Versager«) zirkulieren.

Nun wollen wir ehrlich sein: Ich habe das Buch dann doch »überarbeitet«. Nicht grundsätzlich, aber in manchen Einzelheiten. Und zwar aus diesem Grund: Als ich es schrieb, galt das Wort »Autorität« in der pädagogischen Debatte nicht viel, bei manchen war es verpönt. Insofern habe ich damals mit Verve für Autorität plädiert. Heute schreien vor allem die Medien und in ihrem Gefolge viele Autoren pädagogischer oder psychiatrischer Bücher genau danach: Kontrolle, Disziplin, dem Kind »Widerstand entgegensetzen«. Man hört es in den TV-Runden, liest es in gut verkauften Büchern; sogar auf Fachtagungen, wo man es besser wissen sollte, wird es gepredigt. Immer dasselbe, mit einem merkwürdig kalten, oft, wie mir

scheint, den Kindern gegenüber mißtrauischen Gestus. Manche Bestseller heute kommen mir vor wie Feinderklärungen an Kinder – und an die Eltern gleich mit. Manchmal friert es mich angesichts dieses hochfahrenden Tonfalls. Inhaltlich sind diese Bücher und viele populäre TV-Sendungen pure Hobby-Psychologie, auch wenn sie von vermeintlichen oder wirklichen pädagogischen oder ärztlichen Profis kommt. Auch das ist erschreckend. Ein Bemühen um differenzierte Analyse auf der Basis des vorhandenen Wissens ist kaum mehr gefragt.

Ich hatte damals unter Autorität, vor allem der väterlichen Autorität – aber auch der schulisch-institutionellen –, etwas ganz anderes verstanden als das disziplinierende Regulieren und Konditionieren durch pädagogische Maßnahmen, die wieder im Schwange sind. Übrigens zeigt sich dort eine sehr eigenartige Rückkehr zu den Konditionierungstheorien, die in den frühen dreißiger Jahren die Kinderpsychologie beherrschten und die Expertenbücher prägten. Fast wörtlich tauchen Thesen, sogar einzelne Formulierungen aus jener Zeit, die als wissenschaftlich überwunden gilt, in den gegenwärtigen Bestseller-Büchern wieder auf.

Autorität hieß und heißt für mich hingegen Bindung, die Geborgenheit herstellt. Im Rahmen des mütterlichen und väterlichen Geborgenheitsraumes entsteht eine innere und äußere Ordnung, wächst der seelische Aufbau und die stabile Struktur eines Kindes.

Damals erschien mir dies alles selbstverständlich – es war ja auch nicht neu, sondern berief und beruft sich auf die Klassiker der analytischen Kinderpsychologie und der Lernpsychologie, bei allen Differenzen und fehlerhaften Verengungen besonders der Tiefenpsychologie. Aber sie spielen in den gegenwärtigen schulischen und pädagogischen Debatten und Veröffentlichungen keine Rolle mehr, sie sind weitgehend unbekannt. Von Anna Freud oder Donald Winnicott haben Pädagogen kaum etwas gehört, von Piaget haben sie just mal den Namen behalten – ansonsten ziehen derzeit unbedarfte Sozialpädagogen durch die Schulen und exekutieren aus den USA abgeschauete Drillpädagogik, oft schon in vielen Grundschulen, die sich anders nicht zu helfen wissen. Diese Pädagogik

auf dem Niveau eines Anpassungssystems mit Belohnung und Strafe ist zur Zeit angesagt.

Deshalb liegt es mir geradezu am Herzen zu unterstreichen: Wo immer in diesem Buch ein Plädoyer für »starke Eltern«, für selbstbewußtes Handeln von Erwachsenen gehalten wird – nie und an keiner Stelle ist damit eine Zustimmung zu dieser neuen armseligen und vertrockneten Technokraten-Pädagogik gemeint.

Dies ist ein Buch, das für elterliche Liebe eintritt, aber für eine starke, kräftige. Mein Plädoyer für Autorität war, als ich es schrieb, auch gegen eine tüttelige und schwache Partnerschafts-Ideologie zwischen Eltern und Kind gerichtet. Nein, Kinder wollen nicht gleichberechtigt sein, sie wollen beschützt werden. Beschützen aber kann ein Kind nur, wer eine klare und starke Kraft in sich spürt, Verantwortung und humorvolle Gelassenheit, eine Souveränität, die aus den eigenen Werten schöpft, und die gibt es nur durch die Liebe, die wir, als Eltern, wir als Pädagogen und Therapeuten für unsere Kinder haben – oder haben sollten. Ist die Liebe verloren, dann ist alles verloren – das ist die Quintessenz aller Pädagogik, auch die dieses Buches, das so viele moderne Probleme nachzeichnet, manche Vorschläge unterbreitet, aber letztlich auf diesen einen Satz hinausläuft.

Vorstöße

Von Computern und globalen Vernetzungen und den Veränderungen, die unsere Gesellschaft und Kultur erfahren, ist allenthalben die Rede. Aber was hat das mit unseren Kindern zu tun? Mit unserem Leben in der Familie, mit dem Schulunterricht und der Freizeit unserer Kinder? Sicher ist es schwer vorstellbar, daß weitreichende Umbrüche in einer Gesellschaft die Familien, die Lebensweise der Kinder, ihre seelische Verfassung nicht beeinflussen sollten. Nur: Genaueres weiß man nicht.

Wir hören von e-Commerce, von Kommunikationstechnologien und davon, daß sie die Finanzmärkte revolutionieren. Das klingt plausibel. Daß die elektronischen Datenverarbeitungen Verwaltung und industrielle Produktion verändern, haben viele Eltern selbst erlebt. Die tiefergreifenden struktu-

rellen Prozesse, die hinter den Veränderungen etwa des eigenen Arbeitsplatzes stehen, sind zwar weniger bekannt, doch immerhin vorstellbar.

Aber das Leben in den Familien? Wird es wirklich von all dem tangiert? Sieht es anders aus als vor dreißig oder vierzig Jahren, als (abgesehen von wenigen Forschern und Militärs) kein Mensch von Computern sprach und keiner an ein weltumspannendes Netz digitaler Apparate dachte?

Unser Kind sollte lieber lernen, statt so viel am Computer zu spielen. Dieser Meinung dürften so ziemlich alle Eltern von etwa sieben- bis siebzehnjährigen Kindern und Jugendlichen sein. Oder: Hoffentlich schaden die vielen Action- und Ballerspiele unserem Jungen nicht! Oder: Stoßen die Kinder, wenn sie im Internet surfen, nicht auf Dinge, die sie besser nicht wissen sollten und die sie möglicherweise schockieren oder auf andere Weise seelisch gefährden? Das sind Sorgen, die Eltern gelegentlich äußern. Aber schon die zuletzt Genannte klingt eigentlich nicht so, als würde sie Eltern im Alltag tatsächlich beunruhigen. Alles halb so schlimm!

Und trotzdem: Etwas ist anders geworden in den Familien, in den Beziehungen der Kinder zu den Eltern, der Schüler zu den Lehrern. Etwas Grundlegendes hat sich im Verhältnis der Generationen verschoben. Wir können es gar nicht so recht begreifen, doch immer unausweichlicher drängt sich der Eindruck auf, daß Kindheit im Informationszeitalter anders gelebt wird als Kindheit vor fünfzig oder hundert Jahren. Ein kultureller Bruch hat stattgefunden und findet vor unseren Sinnen und unserem Verstand heute statt – und wir? Wir *empfinden* die Veränderungen zwar, verstehen sie aber nicht.

Die eben aufgezählten Sorgen erwecken denn auch den Eindruck, als seien sie eher Chiffren für eine tieferliegende, grundsätzlichere Beunruhigung, die uns angesichts von Kindheit und Jugend heute überkommt. Uns fehlen buchstäblich die Worte! In dieser komplexen und unübersichtlichen Situation brauchen Eltern – und viele Lehrer und Sozialpädagogen – dringend plausible Erklärungen und Orientierungen. Aber genau die erhalten sie nicht.

Dafür gibt eine ganze Reihe von Gründen, wir wollen sie nicht weiter vertiefen. Nur soviel: Gerade die pädagogischen

und psychologischen Wissenschaften und bildungstheoretischen und -planerischen Einrichtungen waren gegenüber den sinnlichen, ästhetischen, kommunikativen Vorgängen innerhalb der Kinder- und Jugendkulturen immer recht hilflos. Sie formulieren gern Bildungs- und Erziehungsziele, Planungsvorgaben, Empirisches. In der Lehrerbildung beispielsweise wimmelt es nur so von Planungs- und Organisationsschritten und -schemata, als ginge es darum, Maschinen und nicht Kinder zu belehren. Aber von den Details des kindlichen Alltags, von den zahllosen Signalen des Kommenden, die aus jeder neuen Kindergeneration an die Erwachsenen ausgeschickt werden, davon verstanden und verstehen sie nichts (von wenigen Autoren und Theoretikern abgesehen, die aber, wie etwa Hartmut von Hentig, zwar einen guten Namen, jedoch keinen Einfluß haben).

Weil das so ist, stehen wir Eltern vor einem großen Berg von Ratlosigkeit. Ratlosigkeit schon dann, wenn wir die schwer greifbaren Veränderungen von Kindheit heute nur beschreiben wollen. Ratlosigkeit erst recht angesichts der Frage, wie Kinder auf die Zukunft hin erzogen und ausgebildet werden müßten und wieviel wir von dieser Zukunft überhaupt wissen und je ahnen können.

Dieses Buch will einige der offenen Fragen beantworten. Wie wirken sich Computer und Internet im Kinderzimmer aus? Welche Ideen und Ideale verknüpfen unsere Kinder mit ihren Lieblingsspielen? Welche Vorbilder haben Kinder heute und wie unterscheiden sie sich von den Vorbildern, die wir aus unserer Kindheit und Jugend kennen? Wie hat sich die Rolle des Vaters verändert? Welche Bedeutung kommt Müttern zu? Und haben Eltern auf ihre Kinder überhaupt noch Einfluß, oder werden diese vorwiegend von übermächtigen Medien und Vermarktungsstrategien – von der Musik, die sie hören, bis zu der Kleidung, die sie bevorzugen – geprägt? Und schließlich wenden wir uns der wichtigsten Frage zu: *Was können wir tun?*

In Zeiten tiefwirkender Umbrüche gibt es nur versuchsweise Antworten. Endgültig wollen und dürfen sie nicht sein. So ist auch dieses Buch angelegt; es geht konkret vom Alltag der Familien aus, berichtet vom täglichen Medienkonsum der

Kinder, beschreibt (und kritisiert) Schule und versucht dabei, auf die genannten aktuellen Fragen, die Eltern, Pädagogen, Psychologen bewegen, Antworten zu geben. Doch jede Antwort ist nicht mehr und nicht weniger als ein Anstoß zu einer Diskussion, deren Ende ganz offen ist.

Ein Beispiel zur Einführung

Jan und die Unfähigkeit zu verzichten

Jan ist zwölf Jahre alt. Er ist unauffällig. Ein freundlicher, kleiner Junge. Intelligent, nicht ohne gewisse Cleverness. Ernste Probleme, sagt er, habe er nicht. Seine Mutter sieht das ganz anders. Sie berichtet, daß er bei geringsten Anlässen die Fassung verliert. Er fängt an zu schreien oder schlägt wild um sich. Schon eine geringfügige Störung seiner Pläne oder Wünsche faßt er offensichtlich als Angriff auf. Dann muß er sich zur Wehr setzen. Als auf einem Elternsprechtag zum ersten Mal davon berichtet wurde, fiel den Eltern ein, daß Jan in gewisser Weise schon immer so war: ungeduldig in der Verfolgung seiner Ziele, heftig, wenn ihm Wünsche versagt blieben. Er hatte deswegen auch wenig Freunde. Jan versuchte die Kindergruppe zu dominieren; wenn es ihm nicht gelang, ging er einfach weg. Er fühlte sich dann allein wohler! Eine Welt, die sich seinen Wünschen nicht fügte, ertrug er nur schwer.

Nachdem ihnen diese Beobachtung wieder eingefallen oder überhaupt als ein fortlaufendes Motiv in Jans Leben bewußt geworden war, suchten die Eltern bei einem Kinderpsychiater Rat. Sie ernteten Achselzucken. Der Arzt fand nichts, was in einem diagnostischen Lehrbuch aufgeführt wird. Er wies die Eltern in einem Abschlußgespräch lediglich darauf hin, daß sich Störungen wie bei Jan bei einer großen Zahl von Kindern einstellten. Aber wo es keine Diagnose gibt, gibt es auch keine Behandlung. Er werde noch einmal mit Jan sprechen, sagte der Arzt – nebenbei bemerkt, ein erfahrener und angesehener Mann, der auf Jans Eltern einen zugleich kompetenten und hilflosen Eindruck machte.

Das Gespräch mit Jan fand statt. Es beeindruckte Jan wenig. Auf die drängenden Fragen der Eltern, was der Arzt ihm gesagt habe, erwiderte Jan lediglich: nichts, der hat mir nichts zu sagen! Mittlerweile verschärfen sich die Konflikte in der Schule, blieben aber alles in allem in einem gewissen tolerierbaren Rahmen. Jan schien instinktiv zu wissen, wann er die Regeln der Schule verletzen und wann er mit der Regelverletzung eine

für ihn bedrohliche Grenze überschreiten würde. Diese Grenze überschritt er nicht. Aber er nutzte jeden Spielraum aus, der ihm gelassen wurde.

Dieses Desinteresse, so seine Mutter, ging so weit, daß er auf ihre Vorhaltungen nicht mehr reagierte. Sie hatte ihn darauf hingewiesen, daß er seine letzten Freunde vergraulen, keine Kindergeburtstage feiern und zu keinem mehr eingeladen werden würde. Wieder reagierte Jan mit einem Achselzucken. Es bedeutete: Und wenn schon! Offensichtlich war es für ihn erträglicher, allein zu sein, als auf die direkte Erfüllung seiner Wünsche und Ziele zu verzichten. Eine später aufgesuchte Erziehungsberatungsstelle empfahl eine Spieltherapie. Jan brach sie nach wenigen Wochen ab: Dort ist es langweilig, sagte er. Er war jetzt viel allein, es schien ihm tatsächlich nichts auszumachen.

Als Jan und seine Mutter meine Praxis aufsuchten, bemerkte ich als erstes ihr unterschiedliches Auftreten. Jan wirkte freundlich, nahezu unbeschwert, die Mutter hingegen sorgenvoll. Sie litt offenkundig unter der Situation. Sie machte den Eindruck, als rechne sie sich Jans Probleme selber als Schuld an. Dem Jungen schien die Problematik gar nicht bewußt zu sein. Vielleicht, war mein erster Gedanke, gibt es gar keine Probleme. Es gibt nur eine Differenz zwischen den Vorstellungen von richtigem Zusammenleben. Aber ganz so einfach lagen die Dinge dann doch nicht. Die Mutter berichtete bedrückt von den dauernden Konflikten, die Jan in der Schule austrug. Während sie sprach, wirkte der Junge zutiefst desinteressiert. Er hatte diese Geschichte zu oft gehört, es war nicht seine Geschichte, er wußte nichts damit anzufangen. Er hatte sie ganz anders erlebt. Seine Teilnahmslosigkeit war auffällig, wirkte aber nicht aggressiv, nicht einmal demonstrativ.

Dies war also nicht der Punkt, bei dem man im Gespräch mit ihm hätte ansetzen können. Jan zeigte aber eine gewisse gleichmäßige, glatte Freundlichkeit, die mir zu denken gab. Man findet ähnliche Verhaltensweisen bei Politikern oder Show-Stars, bei Menschen, die gewohnt sind, öffentlich aufzutreten und sich dabei »bedeckt zu halten«, sich abzusichern. Ich überlegte, ob auch Jan lediglich damit beschäftigt war, eine bestimmte Haltung darzustellen, die ihn schützte. Noch etwas fiel mir auf, während ich der Mutter zuhörte: Wenn es stimmte, daß Jan etwas darzustellen versuchte, dann tat er's weniger vor seiner Mutter oder mir, vermutlich auch nicht vor seinen Schulkameraden, sondern vor sich selber. Ich dachte plötzlich, daß dieser Junge unaufhörlich damit beschäftigt war, eine innere Balance vor sich selber zu »repräsentieren«, deren Zusammenbruch für ihn verheerende Folgen haben würde. Des-

halb diese Glätte, die Gleichförmigkeit seines Auftretens. Seine Konflikte lagen gar nicht in seiner Beziehung zu den anderen Kindern, sondern in seiner Beziehung zu sich selber.

Ich sollte in den folgenden Gesprächen, die ich mit Jan führte, recht bald merken, daß Jan ein Stichwort, ja, geradezu ein Kampfwort hatte, das er nach Belieben einsetzte. Sein Stichwort hieß »langweilig«. Ich frage: Hast du Freunde, Jan? Er sagt: Natürlich habe ich die. Ich: Aber deine Mutter behauptet, deine Freunde kommen selten, und meist gehen sie relativ schnell wieder. Woran liegt das? Jan muß nicht überlegen. Er weiß die Antwort. Sie werden mir langweilig. Und dann? frage ich. Dann lasse ich sie links liegen, sagt Jan und lächelt. Ich spiele einfach das, was ich spielen will. Und dann? frage ich weiter. Jan zuckt die Achseln: Dann gehen sie wieder weg. Tut dir das nicht leid? Nein, sagte Jan, wieso denn? Wie fühlst du dich, wenn sie weggehen? frage ich. Jan sagt: Das ist mir egal. Sie sind langweilig.

Was langweilig ist, wird abgelegt. Es hat keinen Wert für ihn. Dabei ist es so, daß Jan durchaus den Wert von Freundschaften kennt und auch respektiert. Er hätte gern Freunde. Aber sie dürften eben nicht unter das Verdikt »Langeweile« fallen. Die Langeweile ist wie ein großes Wischtuch, das alle anderen Wichtigkeiten aus seinem Leben auslöscht. Was langweilig ist, kann nicht von Bedeutung sein. Langweilige Situationen erträgt Jan nicht. Da will er nur raus. Langeweile ist wie ein Menekel in seinem jungen Leben.

Was ist langweilig und was ist nicht langweilig? Im Laufe der Gespräche zeichnet sich allmählich ein Bild ab, das diese Frage leidlich beantwortet. Langweilig ist alles, was nicht höchste Konzentration erfordert und dadurch Faszination erzeugt, oder nicht sehr schnell, mit Action vor sich geht. *Faszination in Aktion*, das ist der Idealzustand. Was seine Konzentration nicht erzwingt, seine Aufmerksamkeit nicht auf sich zieht, das hinterläßt bei Jan einen Zustand von diffuser Unruhe. Er will dieser Unruhe ausweichen. Deshalb verläßt er solche Situationen, und wenn er damit zugleich die anderen Kinder verläßt, dann ist es immer noch das geringere Übel. Es ist beinahe so, als ob ihn etwas von innen her zu immer neuen Höhepunkten, neuen »Sensationen« treibt. Wo sie sich nicht einstellen, denkt er sich welche aus, entwirft Pläne oder Spiele und will die anderen zwingen, sie mit ihm zu spielen. Das ist in gewissem Maße sein Kompromiß: Würden sie mitspielen, dann könnte er bleiben! Aber sie wollen nicht, die Unruhe wird stärker, und dann geht Jan – und manchmal schlägt er auch zu.

Mir fällt auf: Sobald wir von dieser Unruhe, die ihn treibt, zu reden beginnen, wird Jan auch im Gespräch mit mir unruhig. Es ist ihm unbehaglich. Er sieht sich mit einem seelischen Zustand konfrontiert, den er nicht bewältigen kann. Wir haben den neuralgischen Punkt seines Problems berührt, aber keineswegs bewältigt. Jan will etwas, er will es mit aller Macht, aber er weiß nicht, was es ist. Er will es sofort und gleich, sein Wollen duldet nicht den geringsten Aufschub: Sein Unglück besteht darin, daß er das, was er unbedingt will, gar nicht recht benennen kann. Auch seine Wünsche sind ungeduldig. Er will mal dies, es wird sofort langweilig, dann jenes, und das ist wieder nicht genug. Er will immer mehr, als *da* ist. Diesen permanenten Spannungs- und Frustrationszustand muß er entweder aggressiv nach außen tragen oder mit sich selber ausmachen; dazu muß er aber allein sein. Seine gleichgültige Einsamkeit ist durchaus Ausdruck einer inneren Not. Das war auch nicht anders zu erwarten. Sein Problem besteht, kurz gesagt, darin, daß sein Wille stark ist, aber kein befriedigendes Ziel findet. Dadurch wird er nicht weniger drängend, sondern ganz im Gegenteil: immer kräftiger, immer unruhiger und immer unbefriedigter.

Der nicht unerfahrene Kinderpsychiater hatte im übrigen mit seiner Nicht-Diagnose durchaus recht. Jan ist so etwas wie ein – vielleicht extremes – Beispiel für Verhaltensdispositionen, die wir in der Kinderpsychologie immer häufiger antreffen. Berichte von Lehrern und Pädagogen aus sozialen Einrichtungen weisen in dieselbe Richtung. Ich werde in den ersten Kapiteln dieses Buches versuchen, dieses Verhalten zu interpretieren. Ich werde untersuchen, inwiefern Tendenzen unserer Gesellschaft, besonders die Vorrangigkeit der neuen Medien Computer und Internet und die Allmacht der Bilder im Fernsehen, im Kino oder in der Werbung zu diesen seelischen Konflikten beitragen. Was wir an Jans Beispiel erkennen, das trifft in geminderter Form auch für zahllose Konflikte in »normalen« Familien zu.